

Thorsten Benkel (Hrsg.)

Das Frankfurter Bahnhofsviertel

Devianz im
öffentlichen Raum



ARBEIT GRENZEN POLITIK HANDLUNG METHODEN GEWALT GERECHT WISSEN
SCHAFT DISKURS SCHICHT MOBILITÄT SYSTEM INDIVIDUUM KONTROLLE
ZEIT ELITE KOMMUNIKATION WIRTSCHAFT GERECHTIGKEIT STADT WERTE
RISIKO ERZIEHUNG GESELLSCHAFT RELIGION UMWELT SOZIALISATION
RATIONALITÄT VERANTWORTUNG MACHT PROZESS LEBENSSTIL DELIN

Thorsten Benkel (Hrsg.)

Das Frankfurter Bahnhofsviertel

Thorsten Benkel (Hrsg.)

Das Frankfurter Bahnhofsviertel

Devianz im
öffentlichen Raum



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2010

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Satz: text plus form, Dresden

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-16995-8

Inhalt

Thorsten Benkel
Vorwort: Das Bahnhofsviertel der Gesellschaft 7

Teil I

Thorsten Benkel
Die Sichtbarkeiten des Frankfurter Bahnhofsviertels
Ein soziologischer Rundgang 15

Teil II

Imke Schmincke
Der Bahnhof als Ort der Widersprüche
Eine raum- und körpersoziologische Analyse..... 105

Christiane Bernard/Bernd Werse/Oliver Müller
Zur Lebenswelt der offenen Drogenszene im Frankfurter Bahnhofsviertel 125

Sandra M. Bucerius
»Da musst du schon ganz unten sein«
Frankfurter Dealer über das Bahnhofsviertel 157

Antje Langer
Auffallen ohne entdeckt zu werden
Interaktionen von Prostituierten und Freiern auf dem »Drogenstrich« 183

Barbara Kavemann
Die praktischen Auswirkungen des deutschen Prostitutionsgesetzes 211

Erica Augello

»Für Frauen zahlt man sowieso«

Prostitution – ›Normalität‹ und konträre Konstruktionen..... 229

Christiane Howe

Innen(an)sichten im Rotlichtmilieu

Eine ethnografische Annäherung an Bordellbetriebe im Frankfurter

Bahnhofsviertel 253

Matthias Meitzler

Die Wahl der Qual

Lustvoller Schmerz als sexuelle Dienstleistung..... 277

Gisela Welz

Das Frankfurter Bahnhofsviertel als ethnografischer Ort

Zum Wandel der Feldkonstruktion in der kulturalanthropologischen

Stadtforschung 307

Die Autorinnen und Autoren 325

Abbildungsverzeichnis 329

Vorwort: Das Bahnhofsviertel der Gesellschaft

Thorsten Benkel

Die Entfernung des Bahnhofsviertels zu anderen Frankfurter Stadtteilen und der dort lebenden Bevölkerung ist eine relative Angelegenheit: Für die einen liegt es zu nah, für die anderen ist es zu weit weg; einige meinen, es könne gar nicht entfernt genug liegen, und wieder andere bedauern, das Quartier nicht öfter ›erleben‹ zu können. Man kann es aber auch ganz anders sehen und behaupten, dass das Bahnhofsviertel sehr vielen Menschen, und zwar nicht nur in und um Frankfurt am Main, regelmäßig nahe ist, sogar näher, als es ihnen in der direkten Begegnung ›vor Ort‹ je kommen kann. Denn wie kaum ein anderer Großstadtdistrikt in Deutschland hat sich das Frankfurter Bahnhofsviertel über Jahrzehnte hinweg einen Ruf erworben, der es prominent gemacht und der Märchen und Mythen provoziert hat, der mithilfe urbaner Schreckens- und Feindbilder eine paradoxe Identifikationsarbeit betrieben und der eine legendäre Reputation weit über die Grenzen dieses überschaubaren Stadtabschnitts etabliert hat, die sich auch durch hartnäckige Gegenmaßnahmen nicht so einfach vom Sockel der gefestigten Überzeugungen stoßen lässt, auf dem die Vorurteile, Legenden und Befürchtungen ruhen, die dem Bahnhofsviertel seine überregionale Bekanntheit verliehen haben.

Aus der Distanz lässt sich vieles ›besser wissen‹. Vorurteile und Befürchtungen, augenzwinkernde Zustimmung und Verwünschungen (letztere doppeldeutig sowohl als Verdammnisurteil, wie auch als Wunschprojektion) stehen dem Bahnhofsviertel als Pauschalurteile offenbar dann am besten, wenn die so urteilende Jury einen gehörigen Sicherheitsabstand wahrt und die realen Bedingungen vor Ort, wenn überhaupt, aus episodischen Begegnungen und der medialen Berichterstattung kennt. Das vermeintlich Wichtigste bekommt der – von Alfred Schütz so betitelte – »gut informierte Bürger« schon mit, wenn es um die jüngste Exzesse um Sex, Drugs und (wesentlich seltener) Rock n' Roll geht, die sich in den düsteren Refugien der Frankfurter Rotlichtszene abspielen. Wie es tatsächlich im Bahnhofsviertel aussieht, spielt dabei kaum eine Rolle. Die Crux mit diesem, wie mit anderen als ›problematisch‹ verschrienen Großstadtdistrikten in München, Hamburg oder Berlin liegt in der fehlenden Korrespondenz zwischen dem kolportierten ›Wissen‹ und den realen Grundlagen, die dieses Wissen beschreiben oder versinnbildlichen will.

Als eigenständiger Stadtteil eigentlich zu klein, ist das Bahnhofsviertel für Wissensrepräsentationen, die sich in wenigen, noch dazu klischeeverzerrten Sätzen erschöpfen lassen, doch wieder viel zu groß. Aber ohne extreme Zuspitzungen

dessen, was das Bahnhofsviertel in sozialer, ökonomischer, rechtlicher, psychologischer usw. Hinsicht ist – Zuspitzungen, die häufig genug viele dieser Fassetten ›korrigieren‹ oder ›verschlucken‹ –, könnte der Stadtteil nicht das sein, was er in der externen Wahrnehmung oft ist: das sagemuwobene Hauptquartier der lokalen Krimi-, Sex- und Drogenszene.

Diese Rolle spielte das Bahnhofsviertel zu seinen wildesten Zeiten nicht nur in den Köpfen und in den Medien. Die Ära der Straßenschlachten, als die organisierte Unterwelt und die Polizei in der Kaiserstraße und ihren Seitenarme und Abzweigungen gewaltsam aufeinander trafen, gehören heute aber der Vergangenheit an. Als öffentlichkeitswirksame Bilder haben sich die dazu gehörenden Szenen in das assoziative Gedächtnis vieler Menschen eingebrannt, zumal derer, denen es bis dahin an persönlichen Einblicken vor Ort gefehlt hat, und die nach der Berichterstattung über die Machenschaften im ›Milieu‹ erst Recht kein Interesse verspürten, der Sache einmal leibhaftig auf den Grund zu gehen. So konnte die (durch selektive Wahrnehmung noch verstärkte) Vorstellung haften bleiben, das Bahnhofsviertel sei der Sammlungsshort aller Handlungs- und Verhaltensweisen, die – auf der Interaktionsebene – den sozialen Regeln eines funktionierenden Gemeinschaftslebens widersprechen, und die – in der Makroperspektive – die damit verbundene gesellschaftliche Ordnungsidee in einen begrenzten Raum aus den Fugen hebeln. Und schlimmer noch: Es konnte und kann nicht geleugnet werden, dass die Frankfurter Rotlichtszene dennoch (oder deshalb?) auf bestimmte Interessengruppen große Anziehungskraft ausübt. Wenn man auch selbst in sicherer Entfernung den Lockrufen ins Verderben widersteht (oder widerstehen muss, je nach Sichtweise), fallen andere ihr scharenweise offenbar zum Opfer, wenn man der Medienberichterstattung glauben darf.

Aber häufig darf man das nicht. Gewiss, im Bahnhofsviertel finden alltäglich spezifische soziale Prozesse statt, die nach den gegenwärtig gesellschaftlichen Maßstäben als abweichendes Verhalten gelten können, ja müssen. Auch wenn es keine aufdringliche *Choreografie der Störungsbeseitigung* gibt, die die Polizei und ihre potenziellen Gegenspieler – Dealer, Junkies, Prostituierte, Obdachlose und so fort – vor staunenden (oder mittlerweile von dem Anblick schon gelangweilten) Anwohnern im wiederkehrenden Turnus vorführen, so verdichtet sich hier, mehr als in anderen Stadtteilen, eben doch deutlich sichtbar *Devianz im öffentlichen Raum*. Aussteiger treffen im Bahnhofsviertel auf Elendsprofiteure, ›Kriminalkarrieristen‹ auf Marginalisierte, Sexarbeiter(innen) auf ihre Freier, und irgendwo dazwischen oder dahinter liegen die Wohnhäuser, die Gewerbebetriebe, mithin: das *andere* soziale Leben.

Was gibt es neben der Devianz *außerdem* – und damit unabdingbar konfrontiert – noch zu sehen? Was wird in der Medienberichterstattung ausgeblendet, was wird stillschweigend vorausgesetzt? Und: Wie vertragen sich die unterschiedlichen Tendenzen und Interessen unterschiedlicher Akteure auf einem so engen Raum?

Wie ist die Innenperspektive von ›Zugehörigen‹ bezüglich der Außenwahrnehmung des Viertels? Welche Wissensbestände kursieren in den heterogenen Feldern, die das Bahnhofsviertel in einem Quartier vereint? Welchen Stellenwert spielen hier die gesellschaftlich dominanten moralischen Prinzipien, die mit den Alltagsroutinen in der Prostitution oder dem Drogenmarkt kollidieren? Welche Schnittstellen bzw. geteilten ›Rahmungen‹ bestehen zwischen den divergierenden Positionen? Schließlich: Welche Divergenzeindrücke bringt die Analyse vor Ort für Stadtteilmfremde mit sich, die diesen Fragen nachgehen wollen? Welche Erwartungen finden Bestätigung, welche werden enttäuscht? Welche methodischen Strategien sind zu wählen? Was kann die Soziologie gewinnen oder bestätigen, wenn sie das Quartier als ›Atelier‹ zur Erprobung verschiedenartiger *Erkenntnisfindungstaktiken* benutzt? Welche sozialen bzw. sozialstrukturellen Dimensionen werden greifbar, welche bleiben verborgen? Auf einen Punkt gebracht: Wie wirklich ist die Wirklichkeit des Bahnhofsviertels – auf den ersten, aber auch auf den zweiten, dritten, vierten Blick?

Diese, und viele weitere Fragen drängen sich dem soziologischen – und damit von Berufs wegen neugierigen – Bewusstsein auf, wenn es regelmäßig mit dem Bahnhofsviertel konfrontiert wird, es immer wieder streift, schließlich auch absichtlich *durchstreift* und die Eindrücke auf sich wirken lässt. Die aufkeimende Idee, sich des Themas wissenschaftlich anzunehmen, wurde durch den Umstand noch verstärkt, dass es wohl keine Soziologin und keinen Soziologen gibt, die/der in Frankfurt tätig war oder hier studierte, und die/der nicht schon Kerndiskurse der Disziplin wie Exklusion, Kriminalität, soziale Ungleichheit, Migration, Gentrifizierung, Geschlechterverhältnis, Gewalt u. a. in beispielhafter Verdichtung an diesem allzu nahen, aber doch unbekanntem Ort verwirklicht gesehen hat (oder von solchen Verwirklichungen *ausgeht*). Und die ›harten Fakten‹ stimmten: Die Entfernung zwischen dem Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Frankfurter Goethe-Universität und dem Bahnhofsviertel beträgt etwa 2,5 Kilometer (Luftlinie), mit öffentlichen Verkehrsmitteln dauert die Fahrt kaum 3 Minuten.

Im Sommersemester 2008 habe ich daher den Grundstein für das vorliegende Buch mit einem Empiriepraktikum/Lehrforschungsprojekt für fortgeschrittene Studierende zur »Sozialstrukturanalyse des Frankfurter Bahnhofsviertels« gelegt. Dank des starken Engagements der zahlreichen Teilnehmer konnte eine große Menge an Datenmaterial generiert werden, das im Anschluss von einem kleinen Kreis permanent neugieriger Soziologinnen und Soziologen, die sich darauf einließen, ›Dauergäste‹ des Bahnhofsviertels zu sein, systematisch erweitert wurde. Die Feldforschungsphase dauerte von Mitte März 2008 bis Ende März 2010 und hat in dieser Zeit zu insgesamt mehreren hundert Stunden Feldforschung (Beobachtung, Interviewführung, Dokumentenanalyse) geführt. Aus den Aufzeichnungen, Protokollen und Gesprächsnotizen sind einige der Beiträge dieses Bandes entstanden (Benkel, Augello, Meitzler), während die anderen Texte – die zum größten Teil

ebenfalls auf Feldforschung basieren – alternative und ergänzende Blickpunkte zum Phänomen des Bahnhofsviertels im Allgemeinen und den Gegebenheit in Frankfurt im Besonderen bieten.

Der Band besteht aus zwei Teilen. Im ersten Abschnitt, dem einleitenden Beitrag von *Thorsten Benkel*, geht es um einen umfangreichen »soziologischen Rundgang«, der das Bahnhofsviertel vorstellt, es vor dem Hintergrund seiner ›Anschaulichkeit‹ betrachtet und dabei hinter dem Sichtbaren das Unsichtbare sucht. Der zweite Teil behandelt Spezialprobleme: *Imke Schmincke* analysiert den Bahnhof und sein Umfeld als einen »Ort der Widersprüche«, der spezifische Interaktions- und Kommunikationsregeln aufweist. Der Beitrag von *Christiane Bernard*, *Bernd Werse* und *Oliver Müller* ist den Lebenswelten von Akteuren in der Drogenszene des Frankfurter Bahnhofsviertels und ihren besonderen Problembewältigungsanforderungen gewidmet. *Sandra M. Bucerius* berichtet von den Abgrenzungsmechanismen, die Drogendealer in Frankfurt am Main ergreifen, um nicht in den Umkreis des Bahnhofsviertels zu geraten, während *Antje Langer* die Routinen und Krisen unter die Lupe nimmt, die dort den Alltag der Straßenprostitution prägen. Über die praktischen Auswirkungen, die das Prostitutionsgesetz für die ›Rotlichtszene‹ mit sich gebracht hat, berichtet *Barbara Kavemann*. Den Fokus auf die Laufhausprostitution legt *Erica Augello* mit ihrer Gegenüberstellung sozibiografischer Einstellungen im Kontext der Sexarbeit; *Christiane Howe* wiederum schaut in dem gleichen Setting auf die Vielfalt der Perspektiven, die die *Freier* einnehmen. Der Beitrag von *Matthias Meitzler* rückt als besondere Form sexueller Dienstleistungen die Melange von Lust und Schmerz innerhalb der SM-Sexualität in den Vordergrund. Schließlich berichtet *Gisela Welz* von neuesten Befunden zur städtebaulichen Aufwertung des Lebensraumes im Frankfurter Bahnhofsviertel.

Es gibt nicht das *eine* Bahnhofsviertel, sondern viele verschiedene Orte und Räume in vielen verschiedenen Großstädten, die die sozialen Elemente und Vorkommnisse aufweisen, um die es in dem vorliegenden Buch exemplarisch geht. Man könnte sagen, dass sein Gegenstand, der offenkundigen Ortsbindung zum Trotz, auf gewisse Weise *das Bahnhofsviertel der Gesellschaft* ist: jenes universelle, in multipler Ausgestaltung vorfindliche Terrain, das zu den Errungenschaften moderner Raumarrangements, Gesellschaftstechniken und Stadtpolitiken dazugehört, auch wenn es sich gegenüber den vorzeigbaren Partien meist auf der Nachtseite befindet. Von insularer Abgeschlossenheit kann trotzdem nicht die Rede sein; eher von einer Dialektik, die zwischen der öffentlichen Präsenz dieser Stadtteile und den Versuchen greift, sie *wegen* dieser Öffentlichkeit zu verändern, zu verschweigen, unsichtbar zu machen. Eine konstatierte Reformbedürftigkeit wiederum spricht aber nicht nur über das anvisierte Zielobjekt Bände, sondern auch über die Ideologien und Normalitätsvorstellungen, die auf Seiten der Reformwilligen vorherrschen.

Die Tatsache, dass Stadtquartiere wie das Frankfurter Bahnhofsviertel (und die Akteure, die in ihm und vom ihm und ihm zuwider dort leben) so sind, wie sie

sind, auch wenn sie so, wie sie sind, nur selten (und bruchstückhaft und verkürzt) in das gesellschaftliche Blickfeld geraten, bietet noch viele Anschlussmöglichkeiten für weitere Nachforschungen. Dieser Sammelband macht Vorschläge zu einer ersten soziologischen Konturierung. So unabgeschlossen soziologische Forschung nun einmal prinzipiell ist, so sehr motiviert sie gleichzeitig zur Fortführung und Überprüfung der vorhandenen Ergebnisse. Das Bahnhofsviertel könnte sich in dieser Hinsicht weiterhin als vielversprechendes Untersuchungsgebiet herausstellen.

Das Überwinden persönlicher Hemmnisse und Blockaden ist für Neulinge im Bahnhofsviertel kein ungewöhnlicher Prozess. Ich danke den Teilnehmern des erwähnten Lehrforschungsprojektes und den Mitarbeitern in der anschließenden Forschungsphase dafür, dass sie diese Hürde genommen und die Bereitschaft gezeigt haben, sich auch außerhalb ›normaler‹ Seminarzeiten (und Seminarumstände!) zu engagieren. Aus der Reise in eine ›fremde Welt‹ sind Abschlussarbeiten sowie über den universitären Kontext hinaus reichende Verbindungen entstanden, die bis heute anhalten. Ein besonderer Dank für seine Mitarbeit und Zuverlässigkeit gebührt Matthias Meitzler, der außerdem mit mir gemeinsam die abgedruckten Fotografien anfertigt hat.

Gewidmet sei das Buch denjenigen, die schon immer wissen wollten, wie es im Frankfurter Bahnhofsviertel zugeht – aber sich nicht getraut haben, nachzuschauen.



Teil I



Hinweisschild an einem Laufhauseingang

Die Sichtbarkeiten des Frankfurter Bahnhofsviertels

Ein soziologischer Rundgang

Thorsten Benkel

1 Theoretisch-methodologisches Vorspiel

Eine Soziologie, die sich auf die Perspektive von Subjekten einlässt, um sich legitim als ›Wissenschaft vom Menschen‹ ausgeben zu können, wäre nichts anderes als ein Versuchsaufbau zur Institutionalisierung einer unsachgemäßen »Spontanphilosophie der sozialen Welt«. Das ist die Ansicht des französischen Soziologen Pierre Bourdieus (1991a: 36). So sehr es auch den Anschein hat, als würde ›Sozialität‹ noch am ehesten in den Interaktionshandlungen von Individuen greifbar, so falsch ist es doch, den soziologischen Fokus folglich zu einem *subjektzentrierten* Blickwinkel umzumontieren. Mit der Beschränkung auf die Interpretationen von Akteuren wäre lediglich der Verfestigung einer »Spontantheorie des Handelns« gedient, die nicht nur Alltagsdenken und wissenschaftliche Methode bruchlos in eins setzt, sondern – in ihrer beschränkten Rolle als »Bestandsaufnahme des krud Gegebenen« – sogar die »herrschende Ordnung« reproduziert (Bourdieu 2009: 150), jene Verhältnisse und Zustände also, deren Möglichkeitsbedingungen, oder, historisch gesprochen, deren *Gewordensein* sich in der kritischen Analyse erst herausstellen soll. Auch das Individuelle ist gesellschaftlich konstituiert und weist Elemente einer übersubjektiven Kollektivität auf, die sich gewissermaßen in ›personaler Zuspitzung‹ verdichtet: »wer Individualität und Kollektivität zu Gegensätzen macht«, so Bourdieu am Beispiel der Kunstwelt, der beraube sich der Möglichkeit, »im Zentrum des Individuellen selber Kollektives zu entdecken; Kollektives in Form von Kultur« (1991a: 132). Kollektivität meint nun aber ausdrücklich nicht schablonenhafte Strukturen, die »um den Preis des Bruchs mit [der] primären Erfahrung« (Bourdieu 2009: 147) der Akteure erkauf werden müssten. Die soziale Welt lässt sich weder rein *subjektivistisch*, noch rein *objektivistisch* verstehen.

Das *praxeologische* Programm, das Bourdieu angesichts dieses Widerstreits als Lösungsweg vorgeschlägt, will die soziale Realität ausdrücklich nicht im Sinne einer professoral diktierten *mainstream*-Strategie interpretieren. Seine Operationsweise ist nicht textfixiert, sondern explizit wirklichkeitsnah, weil Bourdieu die ferne, aber nicht unmögliche Chance zum Ziel nimmt, die vielen Relationen in der sozialen Welt trotz aller subjektiven Verstrickungen und wider alle wissenschaftlichen Verdinglichungstendenzen doch einmal derart soziologisch erkennbar

zu machen, dass die faktischen Zusammenhänge sichtbar werden. Ein streng kategoriales Denken ist in der Soziologie fehl am Platz: Weil *alles* sozial ist, ist die Beschränkung auf die Subjektebene ebenso verkehrt wie die Parteinahme für ein weitgehend ent-individualisiertes Gesellschaftsverständnis. Bourdieus Lösungsvorschlag lautet in seiner lapidarsten Form: »Man muß relational denken« (Bourdieu/Wacquant 2006: 262). Denn schon »das Reale ist relational« (Bourdieu 1994: 15), weil nicht Essenzen, sondern Unterscheidungen, Beziehungen und Verhältnisse die Gesellschaft prägen. Relationalität steht nicht nur für Verknüpfungen und Abhängigkeiten, sondern auch für die wechselseitige Ergänzung sozialer Variablen. Und der Ausgangspunkt für ein relationales Forschungsbewusstsein beginnt beim Forscher selbst.

Der Soziologe ist mit seinem je spezifischen Gegenstand verbunden. Er steht seinem Thema nicht mit äußerlicher Distanz gegenüber, sondern akzeptiert, dass er selbst einen *persönlichen* Teil der wissenschaftlichen Arbeit darstellt, die er betreibt. Nach Bourdieu ist es ein Manko sowohl des interpretativen Paradigmas wie auch strukturalistischer Ansätze gewesen, die Teilnahme des Wissenschaftlers an seinem Untersuchungsgebiet als *dessen* Bestandteil schlichtweg zu akzeptieren. Seine Ansicht ähnelt der Position Niklas Luhmanns, der bezüglich der »Probleme der Forschung in der Soziologie« festhielt: »So wie Physiker mit ihren Instrumenten selbst physikalische Phänomene sind, so sind auch die methodengestählten Beobachtungen der Soziologen selbst gesellschaftliche Phänomene« (Luhmann 1992: 71). Das schließt – auch wenn dies in Luhmanns Theoriegebäude wenig Platz findet – den Forscher *als Person* mit ein. Eine Demonstration für diese Verschlingung bietet Bourdieu in seinem »soziologischen Selbstversuch«, der die eigene Person zum Gegenstand eines Objektivierungsverfahrens nimmt, das ohne Einsicht in die funktionale Unumgänglichkeit von Subjektivität nicht gelingen kann (vgl. Bourdieu 2002; siehe dazu schon das Vorwort von Bourdieu 1987 und die philosophisch angelegte Bilanz bei Bourdieu 2001). Für Max Weber war die Entscheidung für oder gegen ein Untersuchungsfeld noch vorrangig eine Frage der Wertbeurteilung, weil darin ein subjektives Votum des Forschers zum Ausdruck kommt, das die Objektivität der Ergebnisse zu relativieren droht. Die »praktischen ›Fragen‹«, die ein wissenschaftliches Interesse begründen, stehen für Weber nämlich »in Personalunion [...] mit einem bestimmt gerichteten Wollen lebendiger Menschen« (Weber 1988a: 158). Damit kommen automatisch auch die »den Forscher und seine Zeit beherrschenden Wertideen« als Voraussetzungen des »Erkenntnisstrebens« mit ins Spiel (ebd.: 184, 212f.). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, und damit in den Jugendjahren der akademisch gerade erst etablierten Disziplin Soziologie, hat Weber hellichtig einige Grundprobleme der Sozialforschung anvisiert, deren *anwendungsbezogene* Tragweite sich später immer wieder bewiesen hat – vor allem im Kontext der fachinternen Ausdifferenzierung, die zur Herausbildung einer empirisch-methodologisch orientierten ›soziologischen Praxis‹ geführt hat.

Die Notwendigkeit, auch den bereits als reflexiv angelegten wissenschaftlichen Forschungsprozess nochmals ›potenziert reflexiv‹ zu durchleuchten, hat Bourdieu zum methodologischen Credo ausgearbeitet. Man kann die Basis der eigenen Überzeugungen nicht wissenschaftlich objektivieren, obwohl diese Überzeugungen die Bahnen bestimmen, in denen das wissenschaftliche Vorgehen verläuft (vgl. Bourdieu 1987: 126). Erlebnisinhalte können nun einmal nicht *erfahren* und gleichzeitig mit nüchternem Abstand betrachtet und ausgewertet werden. Eine Soziologie, die wirklich wissenschaftlich operiert, begreift diese Unmöglichkeit als Konstitutionsbedingung ihrer eigenen ›Wirkungskraft‹. Sie ist daher auch daran interessiert, die gesellschaftliche Konstruktion ihrer typischen Forschungsgegenstände zu untersuchen, die diese erst zu typischen Forschungsgegenständen gemacht hat (Bourdieu 1998a: 49). Die gemeinhin als abstraktes Leitbild verstandene ›Objektivität‹ (die schon in Webers *Wissenschaftslehre* in distanziert-relativierenden Anführungszeichen steht), ist dort, wo sie als Erkenntnisziel erkannt sein will, somit das Ergebnis einer »Konformität der Regeln«, die sozial vorgegeben werden, damit ein wissenschaftliches ›Produkt‹ als tatsächlich »objektiv« durchgeht (Bourdieu 1991a: 163). In Wahrheit krankt die Soziologie, neben vielen anderen Blessuren und akademischen Infektionen, an einem Zeitproblem, das dieser Objektivitätsidee zuwider läuft. Der Soziologe investiert Zeit und Engagement in eine Untersuchung, deren Resultate beim Abschluss seiner Forschung längst nicht mehr auf dem Stand sind, auf dem sie sich ihm präsentiert haben. Er kommt gewissermaßen zur Feier, wenn die Lichter längst gelöscht sind (vgl. Bourdieu 1992: 255 f.). Diese fehlende Spontaneität, die den irrealen Charakter der geordneten und kategorisierten Ergebnisse um eine *Alterungsfassette* anreichert, ist seit jeher die Crux empirischer Sozialforschung, aber das Überholtwerden soziologischer Forschungsergebnisse – ein ebenfalls schon von Weber prognostiziertes Phänomen –, kann als zweiseitiges Phänomen aufgefasst werden: Einerseits Verdammnisurteil gegen die Haltbarkeitsdaten der Ergebnisse, ist die Konsequenz ihres Verhaltens der permanente Auftrag der Soziologie *an sich selbst*, aktuell zu bleiben und weiter zu forschen, zu revidieren und zu überprüfen. Nach der Feier ist, so gesehen, vor der Feier, und wenn die Lichter schon gelöscht sind, sobald der Soziologe eintrifft, so kommt er immerhin rechtzeitig, um, nach einer Erholungspause, der erste Gast auf der *anschließend* stattfindenden Party sein.

Das *Frankfurter Bahnhofsviertel* ist ein Untersuchungsgegenstand, der denjenigen Soziologen, die sich in das – hier passt der Begriff buchstäblich – »Abenteuer Feldforschung« (Sutterlüty/Imbusch 2008) hineinwagen, in jedem Stadium ihrer analytischen Arbeit deutlich macht, wie zeitgebunden ihre Ergebnisse ausfallen werden. Denn das Viertel, das sich östlich der wichtigsten Verkehrsdrehscheibe des deutschen Schienenverkehrs erstreckt, ist ständig in Bewegung. Es ist ein Ort, an dem der Wandel den Alltag prägt und sichtbare Veränderungen alltäglich

vorkommen. Heute schließt dieser Laden, morgen eröffnet jener, neue Gesichter betreten die Szene und alte wandern ab, gestern war Razzia, heute ist nichts los. Wie mag es hier vor Jahren ausgesehen haben, wenn der Eindruck zutrifft, dass sich *alles*, oder doch *nichts* verändert hat, weil Veränderung zum Tagesgeschäft gehört? Und wie werden die Dinge in Zukunft laufen, wenn klar ist, dass die Verhältnisse letztlich außerhalb jeder gesicherten Prognose stehen? Entwicklungsvorhersagen zur Sozialstruktur des Bahnhofsviertels hat es in der Vergangenheit dutzendfach gegeben, Expertengutachten zu Spezialfragen und wissenschaftliche Literatur nicht mit eingerechnet, aber die gesellschaftliche Wirklichkeit lässt sich hier, wie überall, rekonstruktiv, d. h. in Textform sowieso kaum adäquat fixieren. Wie aber dann beschreiben, was *noch nicht ist*?

Fungiert der *status quo* als Ausgangspunkt der sozialwissenschaftlichen Analyse, wird damit zunächst zwar nur eine Momentaufnahme greifbar. Dabei kann jedoch die historische ›Gewordenheit‹ der beobachteten Phänomene ebenso mit auf den Plan treten wie die wichtige Anerkennung der Trennlinie zwischen den zwei Dimensionen der *Tatsachen-Behauptung*: der Behauptung im Sinne der unbewiesenen Nachrede und der Behauptung im Sinne einer Bewährung unter kritischer Überprüfung. Der Blick auf das, was sich erkennbar abspielt, ist immer auch ein Blick auf das, was anders sein *könnte*, aber doch nicht anders ist. Aber es *könnte* anders sein, wenn man anders beobachtet.¹ Deshalb stehen ›Tatsachen‹ nie für sich. Die Frage ›Was ist der Fall?‹ provoziert unablässig die Frage ›Was steckt dahinter?‹ (vgl. Luhmann 1993), denn die Modi, in denen man diese oder jene Fassade betrachten kann, sprechen Bände über den ›Weltabschnitt‹, vor der man als Soziologe steht, und den man nicht ohne Grund, sondern gleichsam mit einem gewichtigen *Hinter-Grund* ausgewählt hat. Auf der Suche nach der sozialen Realität im Frankfurter Bahnhofsviertel sind dies Fragen, die zuallererst an dem festgemacht werden müssen, was sich an diesem klar definierten Ort gegenwärtig als Ausprägung und Hypostatisierung der sozialen Realität fassen lässt. Denn zumindest für die Soziologie gilt: »Alles was geschieht, geschieht jetzt«, nicht in der Vergangenheit und nicht in der Zukunft (Luhmann 2004: 149).

Bei Luhmann ist auch zu erfahren, dass jene »Empirie«, die als »Objekttreue« auftreten darf, dem Gegenstand nichts Äußerliches hinzufügt, sondern ihn nimmt, wie er ist (Luhmann 2008: 353). Die Gefahr, die mit der Entscheidung einhergeht, auf der Ebene der *Sichtbarkeiten* aufzubauen, welche sich soziologisch ja durchaus einordnen und bewerten lassen, liegt *sensu* Luhmann in der Versuchung, von hier direkt auf das Plateau der *Reformierungswünsche* springen zu wollen und der sozialen Realität neben der Analyse auch noch Anstöße und Ratschläge für die Fortentwicklung zum ›Besseren‹ hin zu erteilen. Auf dem Bodensatz der Kritik

1 »Wo, wenn nicht an der Soziologie und ihren Gegenständen, lässt sich ablesen, dass alles auch anders sein und vor allem auch anders beschrieben werden könnte?« (Nassehi 2003: 257).

des Bestehenden, die sich aus der soziologischen Darstellung destillieren lässt, wurzeln aber nicht automatisch brauchbare Revisionsansätze. Dass gerade ein Untersuchungsgegenstand wie das Frankfurter Bahnhofsviertel – Schmelztiegel komplexer sozialer Probleme wie Marginalisierung, Migrantenbenachteiligung, Kriminalität, Drogensucht, mangelnde Zukunftsaussichten und so fort – solche Gedanken aufkommen lässt, ist andererseits nicht überraschend. Das Abenteuer Feldforschung ist daher auch ein Abenteuer für den Forscher, sich auf sich selbst und seine eigene Position einzulassen und diese Position mit zu berücksichtigen, ja sie als grundsätzlichen Teil seiner Aufgabe zu begreifen. Von der ersten Phase an, der Verwunderung und der Anerkennung des eigenen Nicht-Wissens gegenüber dem Untersuchungsgegenstand (vgl. Kalthoff 2008: 22), bis hin zur Ergebnispräsentation lässt sich die Subjektivität des Soziologen nicht auslöschen; wer es versucht, fällt erst Recht auf sie herein.

Soziologen, die den Stadtteil mit eigenen Augen erleben wollen, müssen sich nicht nur methodologisch rüsten, sondern darüber hinaus bereit sein, ihre eigenen Erwartungen und Vorurteile als ›Wissen‹ bzw. als Verflechtung von Wertideen zu begreifen, die sich auf Anrieb nicht ablegen lassen. Es entspräche einer verfälschenden Ideologie, zu glauben, dass der unmittelbare Aufenthalt ›im Feld‹ zu Einsichten führt, die jeden subjektiven (mit Bourdieu: spontansoziologischen) Gedanken in eine objektive Stoßrichtung korrigieren können. Eine derart konstruierte ›Ordnung der Dinge‹ läuft Gefahr, theoretischen Schemata besser zu entsprechen als den sozialen Tatsachen vor Ort. Bourdieus Ratschlag, in *Relationen* zu denken, ist ein Versuch wider die Versuchung, vorgefertigte Modelle so in das soziale Geschehen hinein zu projizieren, als wären etablierte Erkenntnislogiken gefräßige Monster, die sich in der gesellschaftlichen Wirklichkeit ganz besonders schmackhafte Ankerpunkte auswählen, in die sie sich festbeißen. Ebenso kontraproduktiv ist jedoch die pauschale Ansicht, dass jede Vorabermäßung, die sich an sozialen Aspekten festmacht, für die Sozialforschung unbrauchbar ist. Gerade hinsichtlich des Frankfurter Bahnhofsviertels geben Vorurteile, die soziale Akteure hegen (und dazu zählen auch die Soziologen, die sich des Themas annehmen) Auskunft über die Außenwirkung des Viertels und sind – Spiegelung des Kollektiven im Individuellen – Material zur Evaluation der Strategien, die vor Ort zur Bekämpfung oder Bestätigung kursierender Vorstellungen implementiert wurden. Dies alles erschließt sich für den Soziologen am besten, wenn er von der *teilnehmenden Beobachtung* abrückt und als »Zuschauer«, nicht als »Schauspieler« agiert (vgl. Bourdieu 1987: 151).

Bourdieu spricht angesichts der Wahl der Instrumente, die die soziale Welt messbar machen, vom Kampf der *Propheten* und der *Priester* – und enttarnt diesen Disput als Scheingefecht, in dem sich die vermeintlichen Gegner wechselseitig ein Alibi liefern (Bourdieu 1991a: 7). Die in dieser Bildersprache als Propheten betitelten Wissenschaftler sind Theoretiker, die gegen »das Erzübel der Empirie

wettern«; sie finden in den Priestern, die als Empiriker »am liebsten ein Leben lang alle Forscher auf den Bänken der methodischen Katechismuslehre sitzen ließen«, Komplementärfiguren, auf die sie angewiesen sind – und *vice versa*. Für die empirische Sozialforschung im Bahnhofsviertel gilt nichts anderes. Ohne theoretische Grundierung bleibt die Empirie blind, ohne die leibhaftige Betrachtung ist die Theorie nur Papier. Aber diese Einsicht löst nicht das Problem, das Vorgefundene so aufzubereiten, dass es einerseits als verlässliche Interpretation der sozialen Tatsachen *zum Zeitpunkt ihrer Untersuchung* durchgeht und zum anderen noch dazu eine Deutung ›zweiter Ordnung‹ liefert, die die Tatsachen in soziologische Begriffe transformiert, ohne dass sie dabei ihre Lebendigkeit einbüßen.

Die nachfolgende Darstellung steht im Zeichen der *visuellen Soziologie*. Damit ist eine Hinwendung zu »Aufmerksamkeit, Erinnerung, Sehen, Beobachten« als »sozial und kulturell eingeübte Praxis« gemeint (Bachmann-Medick 2006: 330, 346). In methodologischer Hinsicht geht es um die Inanspruchnahme von Beobachtungsleistungen mit dem Zweck, »herauszufinden, wie etwas *tatsächlich* funktioniert oder abläuft« (Flick 2005: 200). Im Alltagsleben ist die dichotome Vernetzung von Sehen und Verstehen deshalb eine Standardoperation, weil sich die gesellschaftliche Wirklichkeit schon aus physiologischer Notwendigkeit zu weiten Teilen in der optischen Umweltorientierung erschließt. Theorietrends wie die *visuelle Wissenssoziologie* (vgl. Raab 2008) greifen diesen, zu Georg Simmels Zeiten als »Soziologie der Sinne« begriffenen Umstand (Simmel 1999: 722 ff.) mittlerweile als eigenständigen Diskursstrang auf. Das visuelle Fundament der sozialen Erschließung von Sinnzusammenhängen, die in der Soziologie aktuell kontrovers diskutiert wird (vgl. Benkel 2009a), bietet vielfältige Anschlussmöglichkeiten für eine interdisziplinäre Auseinandersetzung, insbesondere angesichts der Prävalenz der sichtbaren Phänomene, auf der andere Wissenschaften ihre Erkenntnissuche aufbauen (zu nennen wären im Kontext des Bahnhofsviertels vor allem die Rechtswissenschaft und die Pädagogik). Ferner lässt sich die empirische Anwendung visueller Soziologie in jene Traditionslinie rücken, die Erving Goffman mit seinen Untersuchungen über das Verhalten in sozialen Situationen, Individuen im öffentlichen Austausch und Interaktionsrituale in direkter Kommunikation errichtet hat (vgl. Goffman 1971, 1982, 1994). Die lakonische ›Anwendungsformel‹ Goffmans für empirische Arbeit lautet: »What I see, I see« (vgl. Willems 1997: 27). In der dialektischen Grundierung, die dem ›I‹ innewohnt, ist ein solches Motto (auch) als Verweis auf die *intersubjektiven* Implikationen der Ich-Perspektive zu verstehen (vgl. Benkel 2007: 330). Denn was *ich* sehe, ist nicht allein das, was meine streng individualistische Sicht mir darlegt, sondern das Ergebnis einer sozialen *Wahrnehmungsschulung*; in Bourdieus Worten: eines Zusammenspiels aus individuellen und kollektiven Anteilen. Visuell abtastbare Soziallandschaften stellen sich nie ›naturgleich‹ als etwas schlicht Vorgegebenes dar, was aber nicht als Nachteil für die ›reine‹, radikalobjektive Sozialforschung gelten muss – denn



Blick auf die Kaiserstraße vom Hauptbahnhof aus

sie gibt es nicht –, sondern vielmehr danach verlangt, die optischen Elemente der sozialen Realität als gleichsam *soziale* Bestandteile zu würdigen. Bourdieus Untersuchungen zum Habitus (Bourdieu 2003) und Goffmans Rahmen-Analyse (Goffman 1993) haben auf unterschiedliche Weise nahe gelegt, dass die Welt sich auch visuell in Abhängigkeit von der ›Positionalität‹ des Betrachters entschlüsselt. Anders wäre nicht erklärbar, wie sich die Sichtweisen verschiedener Akteure im selben Stadtquartier so stark voneinander unterscheiden können.

Visuelle Soziologie als Werkzeug der Sozialforschung lässt Anwendungen in zweierlei Richtungen zu: Als Untersuchungen der Sichtungstrategien und Wahrnehmungsverständnisse von Akteuren ›im Feld‹ und als Analyse ›des Feldes‹ hinsichtlich seiner Anschaulichkeit. Robert E. Parks noch heute aktuelle und berechtigte Aufforderung an die Soziologen: »go and get the seat of your pants dirty in *real research*« (vgl. Strübing 2007: 19f.) steht auf den ersten Blick für ein Hineinfinden in die *Binnenperspektive* des untersuchten Feldes, um aus der ›Sicht von innen heraus‹ bewerten zu können, wie nah am sozialen Geschehen man tatsächlich gelangt ist. Da der Soziologe in die Wahrnehmungslogik der ›Insider‹ des Frankfurter Bahnhofsviertels nur bedingt eintauchen kann, können

auch hier Relationen weiterhelfen, beispielsweise die Relation zwischen Alltagsbewältigungsstrategien von Bewohnern und Arbeitnehmern auf der einen und der optischen ›Außendarstellung‹ des Stadtteils auf der anderen Seite. Das Bahnhofsviertel ist von solchen Kontrasten zwischen dem Sichtbaren und dem (zunächst) Unsichtbaren stark gezeichnet.

»*Real research*« ist hier nicht nur eine Frage der guten Absicht und der methodologischen Vorbereitung, sondern verlangt nach der Bereitschaft, sich gezielt und wiederkehrend Bereichen des sozialen Lebens zu widmen, die *an anderen Orten* weder sichtbar noch im öffentlichen Austausch präsent sind, weil sie *dort* die Regeln der legitimen öffentlichen Kommunikation zu verletzen scheinen.

Als methodologische Kernstrategie während der Feldforschung im Frankfurter Bahnhofsviertel (die von März 2008 bis März 2010 absolviert wurde) fungierten Beobachtungen – nicht (nur) im Sinne jener ethnografischer Feldzugänge, die unter diesem Begriff firmieren (vgl. Lüders 2009), sondern auch und vor allem ›vollständige Beobachtungen‹ mit Distanz zum Geschehen. Da *Unsichtbarkeit* nun einmal nicht zu verwirklichen ist (vgl. Wolff 2009: 339), geschah dies im Bewusstsein der Einflüsse, die die pure Anwesenheit und die situationsabhängiger ›Ermittlungstaktiken‹ dennoch zweifellos nehmen. Trotz der Schwerpunktsetzung auf die Beobachtung hat der Aufenthalt im Bahnhofsviertel die Triangulation mit anderen Methoden zum Teil nahe gelegt, zum Teil ausdrücklich erfordert (dazu zählen Momente der *teilnehmenden* Beobachtung, Gedächtnisprotokolle, Bild- und Dokumentenanalysen; als wertvoll haben sich insbesondere Kurzgespräche in der Maskierung des ›Alltagsmenschen‹, aber auch Interviews im Modus der wissenschaftlichen Befragung herausgestellt). Es konnte nicht allein darum gehen, »die Herstellung sozialer Wirklichkeit aus einer Außenperspektive zu analysieren« (Flick 2005: 205) – denn die »empirische Verankerung« kann auf die »subjektiven Sicht- und Handlungsweisen der untersuchten Subjekte« (Steinke 2009: 328), und das heißt in diesem Fall: auf die Perspektiven und Positionen der Akteure in dem untersuchten Feld, nicht verzichten. Auch dies lässt sich im Parallelfokus auf das sichtbar Präsentierte und die ständige Rücksicht auf das Verhüllte evaluieren, denn in der sozialen ›Performance‹ artikuliert sich die Subjektivität des Subjekts. Das gewonnene Material besteht folglich keineswegs nur aus ›visuellen Daten‹, wird aber nachfolgend vor allem mit Blick auf das Spannungsverhältnis von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit präsentiert.

Der Blickwinkel ist also auf einen sozialen Raum zugeschnitten, der sich in einer territorialen Umgrenzung entfaltet. Genauer gesagt: Im vorliegenden Rahmen soll es um die *Sichtbarkeiten des Bahnhofsviertels* gehen – in jener Form, in der sie sich dem beobachtenden Blick der Menschen, die dort verkehren, auf Antrieb darstellen. Es wäre keiner soziologischen Mühe wert, diese Sichtweisen mit der Begründung auszuklammern, dass es in der Soziologie doch darum gehen müsse, »Wissen von Experten für Experten« zu schaffen (Bourdieu 1993: 7). Denn dann

wäre die soziale Realität lediglich ein Verwertungssteinbruch für theoretische Nacherzählungen, und von hier aus wäre es nicht mehr weit zu den Irrtümern des Radikalkonstruktivismus. Das Bahnhofsviertel *ist* für den forschenden/neugierigen Blick zunächst genau das, was in diesem begrenzten Gebiet noch vor dem Abgleich mit (wissenschaftlichem) Wissen sichtbar und bemerkbar existiert, und *daran* soll die Soziologie sich beweisen. Dies stellt diejenige Perspektive dar, die der Alltagslogik des Bahnhofsviertels am besten entgegenkommt und die zugleich, so die Hintergrundüberlegung, die stärkste Verbindung erstellt zwischen dem ›Fall‹ und dem, was nach weiteren – nämlich: nach soziologischen – Blicken ›dahinter‹ steckt.

2 Raum und Moderne

Angesiedelt rund um den 1883 bis 1888 unter der Aufsicht von Hermann Eggert errichteten (und 1924 erweiterten) Hauptbahnhof, der 1978 untertunnelt und an das U-Bahn-Netz angeschlossen wurde, ist das Frankfurter Bahnhofsviertel ein Stadtteil mit überregionaler Reputation (vgl. Rödel 2006). Dies gilt natürlich erst Recht für Frankfurt am Main als großstädtisches Ganzes. Die »Metropole am Main« (für den Journalistenjargon offenbar eine unwiderstehliche Alliteration) genießt vor allem als Schaltzentrale transkontinental verbundener Finanzmärkte einen weltweiten Ruf und firmiert in der mehr »national-lokalen« Sicht als einer der führenden Wirtschafts- und Kulturstandorte der Republik. Diese Etiketten haften »Mainhattan«, wie Frankfurt in der Sprache der Werbestrategien und Feuilletonberichterstattungen darüber hinaus genannt wird, losgelöst von seiner konkreten *Verräumlichung* an, die Frankfurt als klar definiertes Stadtgebiet eingrenzt. »Die Stadt ist eine mit Hilfe einer Linie definierbare Fläche«, schreibt Vilém Flusser (1991: 20) – aber sie ist noch weitaus mehr. Es geht bei den erwähnten Verweisen nicht um die direkte Betrachtung des als »Stadt Frankfurt« verhandelten Raumarrangements, sondern um Frankfurt als Bezugsadresse, als Symbol, als Synonym, als Gebietskörperschaft – und als Mythos. Nicht der *Anschein* der Straßen, der Gebäude, der Grünanlagen usw. verleiht Frankfurt seine Reputation als Herzstück des paneuropäischen Kapitalwesens, sondern das Geschehen auf einem Markt, der seine »handwerkliche« Anschaulichkeit längst hinter sich gelassen hat und allenfalls noch in einem virtuellen Raum lokalisiert werden kann. Aber es fehlt in Frankfurt – dem realen Ort – nicht an (kulturellen, gesellschaftlichen, auch architektonischen) Andockstellen, die diese Unsichtbarkeit symbolisch zum Ausdruck und damit doch wieder an die Oberfläche der Betrachtbarkeit bringen. Für die ›Realität des Raumes‹ gilt: »Räumliche Strukturen sind [...] Formen gesellschaftlicher Strukturen« (Löw 2001: 167), weil sich in ihnen soziale Praktiken, institutionelles Wirken und die Positionierung sozialer Güter niederschlagen. Insofern schwingt in der Betrachtung von Raumanordnungen immer auch der Blick auf ihren ›sozialgeo-

grafischen < Hintergrund und auf die gesellschaftlichen Konstitutionsbedingungen mit, die ein spezifisches *Raumverständnis* ermöglichen. Räume sind generell nicht wahrnehmbar als außersoziales ›An-sich‹, sondern provozieren Fragen wie: »Wie ist der Raum beschaffen? Durch welche Qualitäten zeichnet er sich aus? Welchen Einfluss übt er beispielsweise auf Wahrnehmung, Denken und Handeln aus? Besitzt der Raum ein ›materielles Substrat‹ oder ist er nur ein lose gekoppelter Verbund von Elementen? Ist der Raum der Grund von Handlungen oder doch nur eine logische Komponente und Annahme, die ein Beobachter notwendigerweise machen muss, wenn er beobachtet? Konstituiert sich der Raum erst in der Lagebeziehung von Objekten? Oder wird er durch kulturelle Codes und soziale Zuschreibungen erst kommunikativ erzeugt und hervorgebracht?« (Maresch/Werber 2002: 13).²

Damit sind spezifische Qualitäten auch des ›Raumgebildes‹ Bahnhofsviertel angesprochen. Doch zunächst soll ein etwas breiterer Blick auf dessen Rahmen geworfen werden. Wie sehr der *arrangierte Raum*, der durch seine (letztendlich juristisch definierte) geografische Begrenzung als »Stadt Frankfurt« gilt, vor allem als symbolische Größe in der öffentlichen Wahrnehmung verankert ist, zeigt sich anschaulich an der Kategorisierung Frankfurts als symptomatisches Beispiel einer *modernen Stadt*.

Die Ambivalenz der Moderne ist so häufig beklagt und konstatiert worden, dass es wie eine Mixtur aus Ironie und dialektischer Notwendigkeit wirkt, wenn zugleich jede Stadt, jeder Betrieb, ja jeder um sein Selbstbild bedachte Durchschnittsbürger sich nach außen hin ›Modernität‹ zuschreibt. Die »Unvollendetheit« der Moderne, seit Jürgen Habermas' berühmter Rede (1981) ein geflügeltes Wort, setzt sich in den Begriffsverwendungen fort. Eine schöne Anekdote zum schillernden Glanz des Modernitätsbegriffes findet sich bei Wolfgang Welsch, der vor einigen Jahren anhand eines Werbeplakates der Stadt München die – darf man es so nennen? – *unbewussten* Qualitäten einer städtischen (Selbst-)Darstellungslust aufgezeigt hat, die unbedingt auf Modernität abstellen zu müssen glaubte. »München wird modern«, hieß es in der Plakatkampagne. Neben dem zunächst unproblematischen, entwaffnend ehrlichen Eingeständnis, dass München der Modernität damals in der

2 Dieser Fragenkatalog geht in der Stoßrichtung gegen soziologische Raumvorstellungen vor, die sich rein am *Gebietsaspekt* festmachen. Ein prominentes Beispiel ist Niklas Luhmann, der – angesichts der Prävalenz der *Kommunikation* – den Raum als »Interaktionssubstrat« begreift bzw. daran die Widerspruchsfreiheit von Logik demonstriert (zwei Dinge können nicht die gleiche »Raumstelle« besetzen; 1984: 525). In seinem Spätwerk postuliert Luhmann, dass Raumgrenzen »für die auf Universalismus und Spezifikation angelegten Funktionssysteme keinen Sinn« machen (1997: 809) – obwohl er zugleich sieht, dass beispielsweise *Reichsgrenzen* für das juristische und politische System durchaus von Relevanz sind (ebd.: 166 f.). Letztlich fehle es in Luhmanns Theorie an einem Bewusstsein für die »Nähe der Sozial- zur Raumdimension«; sie sei deshalb gekennzeichnet von einem »Verhaftetsein [...] in einer absolutistisch-substanzialistischen Raumvorstellung«, so Schroer 2006: 141, 158.

Perspektive der Zuständigen noch hinterhinkte (aber immerhin auf dem besten Wege schien, sie einzuholen), liegt in dieser kernigen Parole eine Bedeutungsebene, die den Werbefachleuten entgangen zu sein scheint: ›modern‹ ist als *Zustandsbeschreibung* eine Passepartout-Vokabel, die wenig aussagt, aber zumindest nichts Negatives transportiert. Aber ›modern‹ als *Vorgang* steht für Moder, für Verwesung, für einen Fäulnisprozess, dem, nimmt man diese kreative Lesart ernst, München also früher oder später anheim fallen wird; die Plakate kündigten dieses Ende düster-prophetisch an (Welsch 1993: 178 f.).

Als Begebenheit, die zu schrill ist, um erfunden zu sein, hat diese Anekdote sich prächtig in die damals virulente Diskussion um den Streit von *Moderne versus Postmoderne* gefügt, was (trotz der zwischenzeitlichen Waffenniederlegung, die diesen *science war*-Disput in der wissenschaftlichen Arena mittlerweile relativiert hat) auch insofern für die soziologische Durchleuchtung des Frankfurter Bahnhofsviertels von Interesse sein könnte, als *zum einen* die Postmoderne ja auch und gerade für eine Geisteshaltung innerhalb der Kunst und vor allem der Architektur steht.³ Darunter fällt – mal mehr, mal weniger, je nachdem, wen man fragt, denn *Unabgeschlossenheit* und *Fluidität* sind schließlich die zentralen Ansprüche postmodernen Denkens – eine Mixtur verschiedenartiger Stile oder Funktionsansprüche, die sich harmonisch verbinden lassen, weil innerhalb eines Ensembles divergenter Ansätze keine einzelne Richtung dominiert: Alt verbindet sich mit neu, die Verzierung integriert sich in die Notwendigkeiten, Funktionalität vermählt sich mit spielerischem Ästhetizismus, und so fort. Dementsprechend interpretierbare Bauten bzw. Gebäudeanordnungen lassen sich im Frankfurter Bahnhofsviertel mühelos finden; ihre Präsenz ist von besonderer Relevanz für die *Gentrifizierung* des Stadtteils, die als »Aufwertung« propagiert wird, was indes eine hochgradig deutungsabhängige Bezeichnung darstellt, die an die Janusköpfigkeit der ›modernden Moderne‹ erinnert.

Zum zweiten steht Postmoderne allgemeiner für die Absage an *grand récits*, an »Meistererzählungen«, die eine objektive Richtigkeit vorgeben und von dieser Warte aus die Restwelt kritisieren (vgl. Lyotard 1986). Im Sinne der Gegenkritik, die die Vertreter der Postmoderne-Bewegung ab den 1980er Jahren postuliert haben – und die eigentlich gar keine Kritik sein will, weil sie eben nicht auf endgültige oder einseitige Wahrheiten pocht –, ist Postmoderne weniger ein wissenschaftlicher Gegenstand als vielmehr eine spielerische, ästhetische, durchaus alltagsbezogene (und dezidiert anti-intellektuelle) Angelegenheit. Postmoderne bedeutet die verwirklichte Gleichzeitigkeit widerstrebender oder sonst voneinander

3 Vgl. Flagge/Schneider 2004: 6 ff., die von einer »Revision« ausgehen, die in ihrem Kern die fortwährende Erneuerung des Projektes Postmoderne in der Architektur der Gegenwart meint. – Generell zum Pluralismus und zur Alternativität »postmoderner Urbanisierung« aus stadtsoziologischer Sicht vgl. Soja 1995.

isolierter Impulse, Ideen und Kulturleistungen als Erfolgsversprechen für eine Gesellschaft, die die von oben herab postulierte *Einheit der Vernunft* als idealistisches Wunschprogramm durchschaut hat und nicht länger nach Orientierungsmustern fahnden will, die Ordnungsschemata und ›Richtigkeiten‹ liefern. Bringt man Widersprüche ganz real zusammen, entstehen außerhalb bloßer Theoriedebatten *Patchworks*, »die nicht mehr nach der Zustimmung von übergeordneten Instanzen fragen, nicht mehr unbedingt dem ›letzten Stand‹ entsprechen wollen und sich nicht mehr darum scheren, eine funktionale ›Aufgabe‹ zu erfüllen« (Benkel 2007: 228). Angesichts dieser überaus abstrakten Parolen ergibt sich die spannende Frage, ob das provokative Kalkül der Postmoderne sich möglicherweise mit dem durch empirische Sozialforschung erlangten Hintergrundwissen verbinden kann, wenn das Frankfurter Bahnhofsviertel im Zentrum des Interesses steht? Denn mit seinen auf engstem Raum einander gegenüber gestellten Kontrasten kann das Bahnhofsviertel als ein »Realexperiment« (vgl. Krohn 2007) in Sachen postmoderner Sozialräume verstanden werden – mit all den Veränderungen und Neujustierungen, die dies für den Ausgangsgedanken mit sich bringt.

So erschlagend und inflationär in Anspruch genommen die Formel von der »Koexistenz von Widersprüchlichem« (Häußermann 1999: 20) auch klingen mag, im Frankfurter Bahnhofsviertel handelt es sich nicht um eine Phrase, sondern – noch immer – um eine adäquate Zustandsbeschreibung. Und so modern Frankfurt sich gibt und infolge seiner Außendarstellung auch *ist*, weil diese Modernität sich vor allem an den symbolischen Konstruktionen festmacht und eben nicht an den realen Sichtbarkeiten und Erfahrbarkeiten, die innerhalb der Stadt extrem unterschiedlich ausfallen können: Jene Innovationen, die räumlich den Innenstadtbereich und strukturell den wirtschaftlichen Fortschritt betreffen, gehen dennoch nicht im stromlinienförmigen Gleichschritt mit den internen Veränderungen von Bezirken wie dem Bahnhofsviertel einher. Dort trifft der funktionalistische Antrieb hin zur Effizienz und/oder Ästhetisierung (der sich beispielsweise auf der zentralen Frankfurter Einkaufsstraße *Zeil* gewissermaßen »performativ« in der permanenten Revision des optischen Eindrucks und der praktischen Konsummöglichkeiten niederschlägt) auf Widerstände. Zumindest auf den ersten Blick wirkt die Bandbreite dieser Widerstände wie eine postmoderne Melange ganz unterschiedlicher Interessenlage und ›Etablierungen‹, die den sozialen, kulturellen, juristischen und auch psychologischen Bereich tangieren.

3 Vom symbolischen Ausdruck zum optischen Kontrast

Der Kontrast könnte, so scheint es, nicht größer sein: Während auf der einen Seite das öffentliche Gesicht Frankfurts von der von Bankhochhäusern geprägten Innenstadtskyline bestimmt wird, ist auf der anderen Seite gerade das kleinste

und (demografisch und sozialstrukturell betrachtet) problematischste Quartier der Stadt jener Abschnitt des Stadtgebietes, der dem Bankendistrikt hinsichtlich seiner überregionalen Bekanntheit wohl am nächsten kommt. Die »Modernitätsausstrahlung« Frankfurts bezieht die ökonomische Potenz des Bankgewerbes explizit mit ein – und blendet die an Devianz und Rotlicht gemahnende Atmosphäre des Bahnhofsviertels systematisch aus. Welche Distrikte, wenn überhaupt, als Anlaufstelle von Konsuminteressen und mehr noch: als Touristenmagneten und damit als *messbare* Aushängeschilder der Stadt (in diesem Sinne: des ›Raumbildes‹ Frankfurt) tatsächlich fungieren, spielt für die symbolische Außendarstellung keine Rolle, weil diese nicht von Statistiken bestimmt, sondern durch politische Planungsakte gelenkt wird. Bezeichnenderweise grenzen das Bahnhofs- und das Bankenviertel direkt aneinander; das provoziert das Bild von den »Kathedralen des Reichtums, die sich mächtig über die Niederungen des Viertels erheben, das hier wie dort das Geld zur Schicksalsmacht erklärt« (Neckel 1999: 179). Die erste Annäherung an die ›Sichtbarkeiten‹ im Bahnhofsviertel soll daher zunächst über das Bankenquartier verlaufen.

Jeder Bildband, nahezu jede Souvenirpostkarte und viele Andenkensstücke, die Besucher als Erinnerungsobjekt und damit als dauerhaften Beleg für ihre »leibliche Präsenz« in Frankfurt erwerben können, bilden die Hochhauskulisse ab. Nimmt man die messbaren Fakten als Maßstab, so gehören einige der Frankfurter Bankentürme in der Tat zu den höchsten Gebäuden der Welt, sind aber hinsichtlich ihrer Position in den *top fifty* (hier passt der Begriff buchstäblich) der höchsten Bauwerke ständig von der überholungsbereiten Konkurrenz in den USA, in den arabischen Staaten und in Südostasien bedroht. Die professionell abgelichteten Skylinebilder, die die Bauten unter anderem aus der Helikopterperspektive zeigen und damit die notwendige Perspektivenbeschränkung umgehen, die das Kameraauge des Laien einengt, lassen sich durchaus als Lob der Architekturkunst interpretieren. »Vom sinnlichen Eindruck zum symbolischen Ausdruck« (Habermas 1997) ist es jedoch kein weiter Weg. Nicht allein die ›Kulturleistung‹ Hochhausbau ist es, die die Frankfurter Stadtkulisse zu einem fesselnden optischen Eindruck macht, sondern auch (und gerade) die symbolische Kraft, die hinter dem visuellen Reiz steht. Wer in Frankfurt von der südlichen Mainseite aus gen Norden den Innenstadtbereich anvisiert, der denkt nicht lediglich an die pragmatische Komponente, dass Hochhäuser auf vergleichsweise geringer Grundfläche eine große Menge nutzbaren Raums entfalten. Hinter der, wie man sagen könnte, ›äußerlichen Einrichtung‹, die bei Bankenhochhäusern als Verbindungsleistung von Funktionalität und Ästhetik stets vergleichbaren Mustern folgt und doch immerzu singuläre Ergebnisse produziert, steckt weitaus mehr als dieses streng rationale Kalkül. Der typische ›Bankentower‹ steht auch in den Zeiten der akuten Finanzkrise (die langfristig wohl weniger als zeitlich eingrenzbarer Einschnitt denn als Beweis der grundsätzlichen Möglichkeit einer

ökonomischen Systemdestabilisierung eingeordnet werden wird) als symbolischer Platzhalter für Machtaspekte.

Es ist sicher nicht falsch, aber auch nicht sonderlich tiefgründig, im formalen Aufbau der Bankhochhäuser eine Widerspiegelung ökonomischer Leistungsfähigkeit und, damit verbunden, einer nahezu ›staatstragenden‹ Bedeutsamkeit entdecken zu wollen. Eine Kulisse ist als Kulisse nur soviel wert, wie der Betrachter ihr innerhalb ihrer situativen Relevanz an Wert zuschreibt; Ausweise von Macht, vielleicht sogar von Herrschaft sind die Architekturen der Bankgebäude (vielmehr, ihre sichtbaren Fassaden) deshalb nur insofern, als der blendende Eindruck, den sie machen (und der, dies am Rande, als *Anblick* durch ein beeindruckendes Aufgebot an Reinigungs- und Restaurationsarbeiten tagtäglich handwerklich gewährleistet wird), sich mit Vorannahmen trifft, die über die Finanzbranche im Allgemeinen und die Relevanz der Frankfurter Bankenszene im Besonderen gehegt werden. Ohne dieses Hintergrundwissen würde der symbolische Ausdruck der Skyline verblassen und sich auf den – fraglos auch dann noch imposanten – rein ›gebäudlichen‹ Aspekt reduzieren. Doch auch in der Zuschreibung von symbolischem Kapital durch Betrachter, die die optische Außendarstellung der Gebäude zu Recht als signifikante Repräsentation dessen interpretieren, was das entsprechende Finanz- oder Wirtschaftsunternehmen von sich/über sich ›zeigen will‹, liegen vor-symbolische Gewissheiten. Allein der Umstand, dass die bekannte Monumentalbauweise der Hochhäuser in Frankfurt in derart vielen Ausprägungen möglich gewesen ist und – unter den einschränkenden Bedingungen schwindenden Bauraumes – noch immer praktiziert wird, was folglich die Stadt auf der Ebene der bloßen *visuellen* Selbstdarstellung schon seit Jahrzehnten gegen andere Metropolen abhebt, basiert *auf den* und gibt Auskunft *über die* Möglichkeiten, die den Unternehmen an diesem Standort zur Verfügung stehen oder die sie durch Aushandlung erworben haben. Die in ihren Baudimensionen und Gestaltungen beeindruckenden Hochhäuser der Frankfurter Skyline fußen also nicht zuletzt auf der trivialen Logik, dass die symbolische Kraft nur dann zur Anwendung kommt, wenn im Vorfeld schon die Bedingungen der Möglichkeit solcher symbolischer Kraft *manifest* vorhanden sind. Wie diverse Bauskandale und Immobilienkrisen gezeigt haben, liegt in diesem Mechanismus auch ein Druckmittel: Die Residenz als äußerliche Repräsentation der beherrschten Macht und Finanzkraft zwingt aufstrebende Unternehmen zu riskanten Finanzmanövern, damit eine Behausung finanziert werden kann, deren symbolische Ausstrahlung *im Anschluss* ihr ›reales‹ Korrelat finden möge.

Das symbolische Kapital, welches durch die optische Einrichtung der Frankfurter Innenstadt vermittelt wird (*dass* es vermittelt wird, steht nach dem Dafürhalten der Auftraggeber fest, denn nur dieser Effekt rechtfertigt die Verzierung des Bauwerkes zum Luxusgebäude), lässt mühelos den Schluss auf das ökonomische Kapital zu. Für den Betrachter stellt die Fassade somit eine Visualisierung von Elementen dar, deren eigentümliche ›Unsichtbarkeit‹ den Umweg über das Symbol

braucht.⁴ Als ›Sichtungsobjekt‹ weist die Oberflächenercheinung des typischen Bankenhochhauses eine Einbeziehung ›modischer‹ Elemente auf, sie reiht sich in den Modernitätsnimbus des Großstadteländes namens Frankfurt mühelos ein; das bezieht sich jedoch nicht lediglich auf die ästhetische Gestaltung, sondern auch auf technische Trends der Gebäudearchitektur. Denn nicht die Dynamik von *in* und *out* gibt den Ausschlag, sondern die Suche nach jenem Kompromissvorschlag, der Form, Funktion und Verzierung in einer möglichst zeitlosen Mixtur zusammen bringt.

Dass neben den Hochhausbauten im Frankfurter Bankendistrikt auch kleinere, oftmals seit vielen Generationen geführte Bankhäuser und Wirtschaftsunternehmen ihren Sitz haben, spielt für die symbolische Außendarstellung Frankfurts als Europas Finanzhauptstadt kaum eine Rolle. Sie stellen die aufdringliche ›Entäußerlichung‹ ihres unternehmerischen Erfolges weniger stark durch sichtbare Ankerpunkte dar, was aber nicht für zurückhaltende Abstinenz spricht, sondern für eine alternative Darstellungsstrategie. ›Klassische‹ Qualitäten des Bankgewerbes wie Seriosität, Stabilität und Sicherheit können auf unterschiedliche Weisen ihren Ausdruck finden – wobei das Gebäude in den Augen vieler ohnehin nur bedingt für die Vermittlung solcher Werte geeignet ist. Beim Durchwandern des Bankenviertels fallen die Kontraste ins Auge: Auf der einen Seite villenartige Bauten mit Mainblick, andererseits anonyme Glasfassadengebäude in Seitenstraßen – und beide im Schatten der Bankentower, die auf Fundamentflächen stehen, auf denen sonst (fast) nichts Platz findet.

Eine bemerkenswerte Ausnahme bilden öffentliche *Kunstwerke*, die die symbolische Kraft der Gebäude auf einer zusätzlichen Dimension bald aufgreifen, bald unterstreichen – und sie manchmal sogar ironisch reflektieren. Die Drapierung des Begehungsraumes durch Skulpturen, wie viele an das Bahnhofsviertel angrenzende Bankgebäude sie auf der Horizontebene des Fußgängerbereiches aufweisen, steht auf der Vorderbühne für den feinen ästhetischen Sinn der Verantwortlichen hinsichtlich der Verschönerung der Fläche und ihr williges Engagement auf dem Kunstmarkt. Einige Banken setzen die Demonstration ihres Ästhetikbezuges im Gebäudeinneren fort, wo frei zugängliche Passagen von Gemälden und Installationen gesäumt sind; dass es sich dabei um Material handelt, das in der Kunstbranche ins Hochpreissegment fällt, ist nicht überraschend.⁵ Auch diese Verbindung der ökonomischen mit der ästhetischen Sphäre weist eine starke symbolische Fassade auf. Kunst als öffentlich sichtbarer ›Präsenzbestand‹, eigentlich

4 Die symbolische Aura des *Geldes* ist für die Exemplifizierung symbolischer Werte (und sozial konstituierter *Übereinkünfte* über diese Werte und das, was sie repräsentieren) auch schon diesseits der Bankenbranche ein paradigmatisches Beispiel; vgl. Searle 1997.

5 »Sogar die Kunst hat die geschlossenen Milieus verlassen und tritt in die offenen Kreisläufe der Bank ein«, schreibt Gilles Deleuze im Kontext seiner Überlegungen über *Kontrollgesellschaften* (1993: 260).

ein Privileg des Museums (vgl. Bourdieu/Darbel 2006) und allenfalls noch das Ergebnis städtebaulicher Aufwertungstaktiken, ist hier als vermeintlich lässiges Ergebnis entsprechender Neigungen und Interessenlagen realisiert, als gehöre ästhetischer Sinn zum Tagesgeschäft in der Finanzbranche dazu oder sei deren ›natürliches‹ Produkt. Für die sozialwissenschaftliche Habitusforschung, die zwar mit Pierre Bourdieus Pionierarbeit nicht begann, aber doch nachhaltig geprägt wurde, ist die Verbindung von Wirtschaftsmacht und Kunstaffinität indes eine nahe liegende. Von einem ›Kollektivhabitus‹ lässt sich im vorliegenden Fall zwar nicht ausgehen, wohl aber von einer strategischen Instrumentalisierung etablierter Habitusmuster, die in der (konkret räumlichen) ›Zusammenstellung‹ zweier symbolischer ›Objektivierungen‹ resultiert: Das Bankgebäude, das nun einmal eine gewisse Darstellung braucht, weil es schon in seiner basalsten Funktion ein sichtbares Objekt ist, bekommt als ›Begleiterscheinung‹ eine Skulptur neben sich gestellt, deren Wert zum einen ökonomisch greifbar ist und damit wiederum als Ausweis ökonomischer Leistungsfähigkeit gelten kann.

Zum anderen steckt im Kunstwerk auf symbolische Weise eine – nur auf den ersten Blick paradoxe – Absage an die Idee des symbolischen Ausdrucks. Jedem Kunstwerk liegt eine Qualität inne, die ihm seine – wie schon Kant in der *Kritik der Urteilskraft* befand – ›Erhabenheit‹ vermittelt. Es ist nicht ›notwendig‹ so gestaltet, wie es gestaltet ist, weil Kunst *nicht not tut*. Sofern Kunst dann aber doch geschaffen *ist*, ist sie materiell präsent – und stellt inhärent doch nicht mehr als die Hypostatisierung eines ästhetischen ›Selbstzweckes‹ dar (vgl. Benkel 2009b). Das bedeutet, dass Kunst *aus sich heraus* nichts bedeutet – aber dennoch Bedeutungen zugewiesen bekommt, die sich subjekt- und situationsspezifisch unterscheiden und die stark vom *Beobachtungskontext* abhängen. Der kontrapunktische Effekt, den solche Werke wie Claes Oldenburgs monumentale Skulpturinstallation *Inverted Collar and Tie* vor der DG-Bank im Kontrast mit dem unmittelbar angrenzende Bahnhofsviertel provozieren, das durch die weitgehende Abstinenz öffentlicher Kunst geprägt ist, ist eine ›Leistung‹, die dem Werk nicht inhärent mitgegeben ist, sondern die sich erst im Zusammenhang seiner räumlichen Verortung und der dort vorfindbaren Kontraste ermitteln lässt. Oldenburgs überproportionale Kravatte, noch dazu kopfüber gestülpt, gehört trotz der Aufhebung des traditionellen ›Gebrauchsrahmens‹ zu den figurativsten Skulpturen im Bankenviertel und lässt damit die Vieldeutigkeit abstrakter Kunstwerke vermissen. Bedeutungen sind damit immer noch nicht vorprogrammiert, aber einfacher zu greifen. Die werkimmanente Deutung kommt im Frankfurter Bankenviertel ohne die ›strukturelle‹ Hinterfragung des Vorhandenseins von Kunst in *dieser* Öffentlichkeit nicht aus. Ein Transfer der Skulptur ins Herz der Rotlichtszene – technisch gesehen ein machbarer Aufwand, weil die Strecke sehr kurz ist –, wäre ein Akt der Deplatierung, der möglicherweise Amüsement und Zustimmung auslösen würde, weil er als Attacke gegen den Zynismus und die Arroganz der Finanzbranche gewertet



Claes Oldenbourg/Coosje van Bruggen: Inverted Collar and Tie (1994)

werden könnte, die (in dieser Lesart) das »Elend der Welt« mit zu verantworten haben (vgl. Bourdieu et al. 2005). Als Neuordnung *ohne* solche Hintergrundgedanken wäre die Wanderung der Krawatte vom Banken- ins Bahnhofsviertel aber schlichtweg undenkbar.

Der Bankendistrikt bildet als loser Verbund von Hochhäusern, Bankzentralen, in Gründerzeitvillen residierenden Finanzdienstleistern, aber auch von Grünanlagen, Kunst im öffentlichen Raum usw. ein *homogen-integratives* Quartier, insofern hier die Sichtbarkeiten einer strategischen Lenkung unterliegen. Der Blick auf dieses (zum Teil öffentliche) Terrain, der natürlich immer auch ein Blick *innerhalb* der spezifischen Raumanordnung ist, erzwingt geradezu den Eindruck, als ob die Zusammenstellung der verschiedenen Bauanlagen, die hier aufeinander treffen, speziell für die musternde Begutachtung errichtet worden sei. Das Fehlen visueller Stolpersteine, die den sauberen, klaren Ordnungslinien folgenden Gesamteindruck trüben könnten, markiert nichts weniger als den augenscheinlichen Verlust an einer Substanz, die sich *nicht* integrieren lässt. Denn je überschaubarer und sortierter ein begrenztes Terrain sich auf den ersten Blick erschließt, desto zufälliger und zugleich krisenhafter wirken Störungen, Ausfälle und Irritationen. Da die Sichtbarkeit im

Bankenviertel ein wichtiges Gut hinsichtlich des symbolischen Gesamteindrucks darstellt, den die Finanzbranche als Korrelat ihrer ökonomischen Potenz pflegt, weil sie damit die gesellschaftlichen Erwartungen an ihrer Außendarstellung reproduziert, wird auch im Mikrokosmos des ›begehbaren Raumes‹, der die Bankgebäude notwendig umgibt, nichts dem Zufall überlassen. Private Wachdienste sorgen für den Erhalt der Sauberkeit und für die Unverletztheit der Fassaden, vor allem aber fungieren sie als Wächter wider den Routineausfall und als lebendige Zeichen der permanenten Wiederherstellbarkeit eines den gesetzlichen (und spezifischen privaten) Bestimmungen entsprechenden Ordnungsideals.

Daneben ist auch die öffentliche Hand aktiv. Die »Taususanlage«, jener lang gezogene Grünstreifen, der in Nord-Süd-Richtung östlich der gleichnamigen (im südlichen Abschnitt »Gallusanlage« benannten) Straße liegt, die die Trennlinie zum Bahnhofsviertel darstellt, fungiert als optischer Abgrenzungswall zwischen diesem Stadtteil und dem Bankenareal. Es handelt sich um einen meist wenig belebten, durchweg sauber gehaltenen, gut ausgeleuchteten und gepflegten Park, dem man seine belebte Vergangenheit nicht ansieht. Bis 1992, als die Initiative »Bahnhof als Visitenkarte« entsprechende Interventionen erzwang und zugleich der Bankenverband Hessen forderte, »Rotlichtmilieu und Drogenszene aus dem Bahnhofsviertel zu verlagern, um die Sicherheit für die Belegschaften der Geldinstitute wiederherzustellen« (zit. nach Beste 2000: 240), versammelte diese schmale Grünanlage täglich Dutzende, manchmal Hunderte von Drogenabhängigen und Dealern, die dort jenen offenen Ansammlungsraum fanden, den das Bahnhofsviertel selbst, kaum 20 Meter weiter westlich beginnend, nicht bietet, weil es dort an vergleichbaren Freiflächen oder Ruhepolen fehlt. Die stadtgeschichtliche Episode, die die Räumung der Taususanlage beschreibt, ist heute nur mehr eine Fußnote in der Entwicklung, die die anfängliche Bekämpfung und spätere Verwaltung des Drogenproblems in »Junkfurt« (Beste 2000: 355) durchgemacht hat. Zumindest was die Taususanlage angeht, ist »Junkfurt« mittlerweile aber wieder »Bankfurt«, denn die Kontrollmechanismen und Überwachungsstrategien funktionieren; das Ausbleiben visueller Irritationen, sei es hier oder auf der Plattform vor den nahen Türmen der Deutschen Bank, sei es auf den Stufen zum Commerzbank-Tower oder am dekorativen Verweilbrunnen vor dem Gelände der Dresdner Bank, gibt Auskunft über eine Erfolgsgeschichte der ordnungspolitischen Kontrolle von (semi-)öffentlichen Räumen. Deren Triumph liegt nicht so sehr in der gelungenen Etablierung des Sauberkeits- und Sicherheitsimpulses als vielmehr in dem Umstand, dass solche Werte sich dauerhaft sichtbar in unmittelbarer Nähe zu jenem Stadtteil festbetonieren ließen, der emblematisch für das Vorhandensein von Delinquenz und Devianz zu stehen scheint. Dieser Ruf geht dem Bahnhofsviertel zumindest voraus. Was steckt dahinter?

4 Die Definition der Situation und die Ordnung der Dinge

Im Bahnhofsviertel, so lautet das Klischee, wird der Sichtungshunger nach unvorhersehbaren Ereignissen ständig befriedigt. Die Kehrseite dieses Gerüchtes ist die Tendenz der beiläufigen oder professionellen ›Begutachter‹ des Stadtteils, in einer Art *self-fulfilling prophecy* (vgl. Merton 1995: 399 ff.) vor allem das wahrzunehmen, was der zuvor gehegten *Wahrnehmungserwartung* am stärksten entspricht. In den 1920er Jahren hat der amerikanische Soziologe William I. Thomas ein berühmtes Aperçu postuliert, dass diesen Gedanken einfängt: »Wenn die Menschen Situationen als real definieren, so sind sie auch in ihren Folgen real« (Thomas 1965: 114). Das ›Thomas-Theorem‹ lässt sich auch mit Fokus auf die *Anschaulichkeit* von Erfahrungen lesen. Unabhängig davon, ob ein Eindruck (bei Thomas: eine ›Definition‹) nun auf einer als beweiskräftig durchschauten Kausalkette basiert oder auf flüchtigen Einblicken: das Gesehene wird, wenn es der ›Realität‹ zu entsprechen scheint, auch so *behandelt* und in der Folge so kommuniziert, als sei der Eindruck repräsentativ für den ›Normalfall‹ und – mehr noch – mit einem dahinter stehenden, überwölbenden Wirklichkeitsgerüst vereinbar. Alfred Schütz, der dieser soziologischen Tradition eine sozialphänomenologische Weiterführung beschert hat, bezeichnet die überwölbende Wirklichkeit, die über allen spezifischen Sinnprovinzen steht, als den *Alltag* (vgl. Schütz 1971). Im Sinne des Thomas-Theorems hängt »die *Definition der Situation* von der situativen und subjektiven Einschätzung über den Wirklichkeitsgrad von Erlebnissen und Geschehnissen ab. Nicht wie es um Sachverhalte tatsächlich steht, sondern die *Interpretation* sei das Entscheidende« (Benkel 2007: 136). Die (häufig anzutreffende) Deklaration des Frankfurter Bahnhofsviertels als Kampfplatz regelmäßig ausbrechender sozialer Probleme und/oder als Entwicklungsherd unvermeidlicher Kriminalitätswellen ist zwischen den Zeilen ebenfalls eine Bestimmung über die lokale *Alltäglichkeit*, die hier vorherrscht. Ein vor Ort gewonnener situativer Eindruck mischt sich zwangsläufig mit der persönlichen Erwartungshaltung des wahrnehmenden Subjekts, aber auch mit den sozial vermittelten Auffassungen anderer, die bewusst oder unbewusst Einfluss auf diese subjektive Einstellung nehmen. Das Resultat einer solchen Melange sind *Weltbilder in der Nusschale*, psychologisch gesprochen: *Heuristiken*, die für die individuelle Orientierung überaus hilfreich sind, die aber zunächst zu keiner gültigen ›Ortsbestimmung‹ des anvisierten Phänomens führen können. Das unterscheidet das Alltagsbewusstsein von der wissenschaftlichen Herangehensweise; gewiss eine triviale Erkenntnis, aber es gehört ja zu den Aufgaben der Soziologie, Trivialitätsmechanismen zu durchleuchten, ohne selbst trivial zu sein.

Im Fall des Frankfurter Bahnhofsviertels stellen sich subjektive ›Wirklichkeitsbestimmungen‹, die sich auf den ersten Blick eindeutig selbst zu belegen scheinen, auf den zweiten Blick häufig genug als Reproduktionen von Vorannahmen und Klischees heraus, deren stärkste Beweiskraft darin liegt, dass sie überindividuell